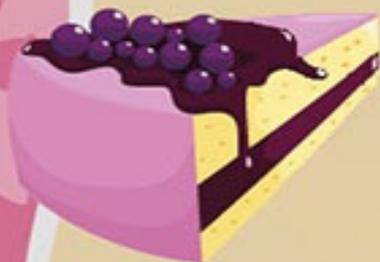




DIANE MOTT DAVIDSON

Süß
ist der
Tod



Weltbild

Es geht nicht nur um Schokoladenlust: Goldy Bear, Besitzerin von »Goldilocks Partyservice«, bereitet einen ungewöhnlichen Auftrag vor: ein aphrodisisches Mahl für sechs Personen. Sie ist vor ihrem Ex-Ehemann in den alarmgesicherten Schutz von General Farquhars Anwesen geflohen. Der General wickelt dort im Rahmen seiner Terrorismusforschung kleine Sprengstoffversuche ab, und seine Frau genießt als Hobby Schokolade in allen Variationen. Doch Goldy hat noch mehr Probleme. Sie ist in den Psychiater Philip Miller verliebt, der völlig unerwartet tödlich verunglückt. Als man bei ihm ein Aphrodisiakum findet, das sich als tödliches Gift entpuppt, geht Goldy dem Rätsel nach ...

Goldy-Bear-Reihe

- Band 1: Partyservice für eine Tote
- Band 2: Süß ist der Tod
- Band 3: Müsli für den Mörder
- Band 4: Hochzeitsschmaus mit Todesfall
- Band 5: Angriff der Killer-Pfannkuchen
- Band 6: Ein Mann zum Dessert
- Band 7: Man nehme eine Leiche
- Band 8: Mord à la Carte
- Band 9: Harte Nuss
- Band 10: Darf's ein bisschen Mord sein?
- Band 11: Stichtag
- Band 12: Kaffee mit Schuss

Diane Mott Davidson

Süß ist der Tod

Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von Dietlind Kaiser

Weltbild

Die Autorin

Diane Mott Davidson eroberte mit ihren kulinarischen Kriminalromanen um Goldy Bear die Bestsellerlisten der USA im Sturm. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren drei Söhnen in Evergreen, Colorado.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel Dying for Chocolate bei Bantam Books, USA.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1992 by Diane Mott Davidson

Übersetzung: Dietlind Kaiser

Copyright der deutschen Übersetzung © 1993 by Econ Taschenbuch Verlag, Düsseldorf/Wien. Econ ist ein Imprint der

Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto/istock

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-619-1

Für meine Eltern,
Admiral und Mrs William Mott

»Ich würde nicht zu viel von ihr verlangen«, versuchte ich einzulenken. »Sie können die Vergangenheit nicht wiederholen.«

»Nicht wiederholen?«, rief er ungläubig aus. »Wieso, natürlich kann ich!«

F. SCOTT FITZGERALD, Der Große Gatsby

Die Autorin möchte den folgenden Personen für ihre Hilfe danken: Jim Davidson; Jeffrey Davidson; J. Z. Davidson; Joey Davidson; Sandra Dijkstra; Katherine Goodwin; Kate Miciak; Karen Johnson und John William Schenk; J. William's Catering, Bergen Park, Colorado; Rob Esterbrook, Respond Security, Denver; dem Personal der Zweigstelle der Jefferson County Public Library in Evergreen; Heather Pashley; Melinda Thompson; William Graf; Dr. Emerson Harvey; Dr. Richard Drake von der Historischen Fakultät an der Universität von Montana, Missoula, Montana; Deidre Elliott, Karen Sbrockey und Elizabeth Green; Pfarrer Connie Delzell; Lee Karr und der Gruppe, die sich in ihrem Haus traf; Triena Harper von der Gerichtsmedizin in Jefferson County und Ermittler Richard Millsaps, Jefferson County Sheriff's Department, Golden, Colorado.

Brunch ist etwas Mörderisches. Ich hasse Brunch, und unter Kochexperten bin ich in guter Gesellschaft. James Beard hielt den Gedanken einer schweren Mahlzeit zwischen den Mahlzeiten für idiotisch. Er sagte: »Es gibt doch schließlich auch kein Mittagabendessen, oder?«

Der Grund, aus dem professionelle Partylieferanten den Brunch nicht mögen, ist die Tatsache, dass man zu einer unchristlichen Zeit aufstehen muss. Als ich am Morgen des 3. Juni um Viertel vor fünf im Bett lag, war mir bewusst, dass ich in nicht mehr als vier Stunden sechzig Leute verköstigen musste. Berge von Obst mussten geschnitten werden. Muffins und Brot mussten gebacken werden. Dicke Speckscheiben mussten gebraten werden. Die Eiersoße musste langsam gekocht werden, bis die Schichten aus Chesterkäse schmolzen. Und schließlich musste ich Kaffee mahlen und kochen. In diesem Fall jede Menge Kaffee, in dem ich lieber ertrunken wäre.

Mit geschlossenen Augen stellte ich mir vor, wie ich in einem warmen Cappuccinosee trieb. Der Kokon aus Baumwolllaken und Daunendecke flehte mich an zu bleiben, die bevorstehende Mahlzeit zu ignorieren.

Aber nein. Mein frühmorgendlicher Bewusstseinssee schlug ein paar sorgenvolle Wellen. Der Brunch in der Elk-Park-Privatschule war ein beliebtes alljährliches Treffen, für das mein Exmann Dr. John Richard Korman möglicherweise eine Einladung ergattern konnte. Kein Vergnügen für irgendeinen der Beteiligten.

Unwillkürlich berührte ich meinen rechten Daumen, den er mir einen Monat vor unserer Scheidung mit einem Hammer dreimal gebrochen hatte. Das war vor vier Jahren gewesen. Alle Welt hätte gesagt: Vier Jahre ohne Misshandlung? Jetzt musst du dich doch sicher fühlen.

Aber ich fühlte mich nie sicher. Und jetzt schon gar nicht.

Im letzten Monat hatte John Richard damit angefangen, sich seltsam zu verhalten. Oder besser gesagt, seltsamer als üblich. Abends war er langsam an meinem Haus oberhalb der Main Street in Aspen Meadow vorbeigefahren. Er rief immer wieder an und legte dann auf. Eines Nachmittags rief sein Anwalt an und drohte mit einer Kürzung der Unterhaltszahlungen für unseren elfjährigen Sohn Arch. An jenem Abend fuhr John Richard besonders langsam am Haus vorbei.

Angesichts von John Richards gewalttätigem Temperament hatte ich beschlossen, dass Arch und ich das Haus eine Zeit lang räumen sollten. Ich hatte einen Job für den Sommer angenommen. General Bo und Adele Farquhar waren vor Kurzem aus einem Vorort von Washington, D. C., in die Gegend des Country Club von Aspen Meadow gezogen. Sie hatten auf einem Grundstück, das Adele seit vielen Jahren gehörte, eine Villa im viktorianischen Stil gebaut. Dort war ich jetzt, zwischen Laken, die ich nur aus Anzeigen kannte, unter einer Decke, von der ich nur hatte träumen können. Arch und ich bewohnten zwei Zimmer im obersten Stockwerk des riesigen Hauses (drei Geschosse plus Keller), das verziert war wie ein Lebkuchenhaus. Ich wusste nicht, wozu die Farquhars, reich, kinderlos und Anfang fünfzig, derart viel Platz brauchten. Aber das ging mich nichts an. Mich ging nur eins an: dass beide ungern kochten.

Adele hatte gesagt, sie brauchten jemanden, der in der Riesenküche mit den Geräten – alle auf dem neuesten Stand der Spitzentechnik – das Regiment führte. Zu meinem Glück

hatte ihre Küche vor den Adleraugen des Inspektors vom Gesundheitsamt bestehen können. Deshalb hatte ich die Gelegenheit beim Schopf ergriffen, im Austausch gegen eine Zuflucht im Haus wohnende Köchin auf Zeit zu werden. Während des Sommers betrieb ich hier außerdem mein Geschäft: Goldilocks' Catering, alles vom Feinsten. Außerdem war es ein Glück für mich, dass die Einnahmen aus dem Job und dem Geschäft dafür reichten, Arch zum Sommerunterricht in die Privatschule von Elk Park zu schicken, wo ich heute Morgen den Partyservice übernehmen sollte.

Am Allerbesten war, dass das Haus der Farquhars über mehr Alarmanlagen verfügte als die Münzanstalt von Denver.

Ich machte die Augen auf und musterte die schräge Decke meines neuen Schlafzimmers. Das graue Fünf-Uhr-morgens-Licht sickerte durch belgische Spitzenvorhänge und leckte an den Kanten der Möbel. Im Stock darunter rührte sich nichts; Adele und der General schliefen noch.

Ein heftiger Juniwind stürmte gegen das Haus. Zweige peitschten die Dachrinne vor dem anderen Gästezimmer im zweiten Stock, aber von Arch war nichts zu hören. Als er klein gewesen war, wachte er auf, wenn es an der Tür klingelte. Jetzt schnarchte er bei Sturm und Hagel, beim ungewohnten Knarren des Hauses.

Arch hatte nicht umziehen wollen. Ich hatte ihm versprochen, es sei nur für zwei Monate, während in unserem alten Haus neue Türen, Fenster und eine Alarmanlage eingebaut wurden. Soweit möglich, hatte ich versucht, Dr. John Richard Korman – den seine zweite Ehefrau und ich seines Verhaltens wegen »Kotzbrocken« getauft hatten – aus meinen Gedanken und aus meiner Nähe fernzuhalten. Leider wusste ich nicht, ob er beim alljährlichen Brunch in der Privatschule von Elk Park auftreten würde.

Mein zweites Problem bei diesem Essen, über das so viel geschrieben wurde: Ein Mann, mit dem ich mich traf, war auf jeden Fall dort. Die Erneuerung meiner Beziehung zu Philip Miller, einem hiesigen Psychiater, ähnelte den Silberminen, die in Colorado ständig neu eröffnet werden. Die Ader könnte noch ergiebig sein, und der Silberpreis ist eben gestiegen. Philips große blaue Augen und sein hochofrenes Lächeln, wenn er mich sah, hatten mein gesellschaftliches Leben heftig erwärmt, daran gab es keinen Zweifel. Deshalb nennt man das eine alte Flamme, stimmt's? Wie auch immer. Ich wollte Philip sehen, aber nicht um den Preis eines Zusammenstoßes mit dem Kotzbrocken.

Der Wind schlug gegen das Haus, brachte es zum Knarren und Ächzen. Ein abgebrochener Zweig rutschte über das Dach. Gegen Ende des Frühlings weht oft eisige Luft von den Rocky Mountains und kündigt eine Kaltfront an. Der Wind pfiß durch die Fensterrahmen. Dann legte er sich, und der nicht einzuschüchternde Balzruf eines Rotkehlchens durchdrang die Luft.

Ich machte ein paar Streckübungen, ehe ich auf das Thermometer auf dem Fenstersims schaute: ein Grad. Schönes Juniwetter! Ich glitt auf den Boden und entspannte meinen Körper mit den drei Yogahaltungen Kobra, Morgenstern und Heuschrecke. Mein spirituelles Leben ist ein Mischmasch aus Yoga, transzendentaler Meditation und Episkopalismus. Wahrscheinlich nahm daran allenfalls die episkopalische Kirche Anstoß.

Und dann dachte ich über Philip Miller nach.

Eins hatte ich als einunddreißigjährige alleinerziehende Mutter gelernt: Mochte der

Körper auch altern, die Gefühle alterten nicht. Man konnte sich jederzeit so verknallen wie in High-School-Zeiten. Und die Liebe in den Dreißigern hatte noch einen Aspekt der Jugendjahre: Man konnte das Gefühl haben, zwei Menschen gleichzeitig zu lieben.

Seit sieben Monaten traf ich mich mit Tom Schulz. Er war ein Polizist, der mir während einer schweren Zeit geholfen hatte, in der zwei Vergiftungsversuche mein kaum flügge gewordenes Geschäft bedrohten. Er hatte den Körperbau und den Appetit eines Mannes der Berge. Tom Schulz vergötterte Arch und mich und gab mir das Gefühl der Sicherheit.

Aber in den letzten Wochen hatte sich Philip Miller wieder in meine Seele und meine Tagträume geschlichen, vielleicht weil ich versuchte, den allgegenwärtigen Kotzbrocken auszusperren. Vor einer Ewigkeit waren Philip und ich an der Universität von Colorado miteinander ausgegangen. Ausgegangen? Hören Sie sich meine altmodische Ausdrucksweise an.

Jedenfalls sah Philip gut aus, hatte Geld und war intelligent. Er sah aus und kleidete sich wie ein Golfprofi. Wenn ich sprach, hörte er mit intensiver Aufmerksamkeit zu. Seit Anfang Mai unternahmen wir verrückte Dinge, gingen zum Beispiel mit Rucksäcken, die von ausgefallenem Essen überquollen, auf lange Sonntagswanderungen. An einem Montagmorgen hatte mir Philip zehn Päckchen goldfarbene Luftballons geschickt. Aus keinem besonderen Grund. Vor dem Umzug hatte ich morgens meine erste Tasse Espresso auf die Holzveranda getragen, wo die Ballons, am Geländer festgebunden, zwei Wochen lang schwebten. Ich saß da und schaute zu, wie sie sich träge in der kühlen Morgenbrise bewegten. Ich lauschte dem seidigen Streifgeräusch, wenn sich die Ballons berührten. Ich dachte: Jemand liebt mich.

Ich hatte John Richard aus meinen Gedanken vertrieben. Schulz lag emotional auf Eis. Ich erfand kunstvolle Ausreden, wenn ich mit Philip Ausflüge machte. Und ich hatte ein schlechtes Gewissen. Aber kein allzu schlimmes.

Jetzt raffte ich mich widerstrebend auf, um mit Melonen, Erdbeeren und Kiwis zu kämpfen. Was für ein Durcheinander. Mein Privatleben, meine ich; an das Obst war ich gewöhnt. Aber manchmal hielt ich das Problem Philip Miller – Tom Schulz für ein erfreuliches Durcheinander. Das war sehr viel besser, als mir wegen des Kotzbrockens Sorgen zu machen. Dieser Krise war ich ausgewichen; ich war umgezogen. Aber das Durcheinander mit den beiden Männern ... das war das Dilemma einer verfressenen Frau. Nach jahrelanger Diät stopfte sich ein Vielfraß mit Marmorkuchen und Eisbechern mit heißer Schokoladensoße voll. Gleichzeitig.

Ich duschte, zog meine Partyservicekleidung an und erinnerte mich daran, dass Völlerei zu den sieben Todsünden gehörte. Von Wollust ganz zu schweigen.

Ich kämmte mir die blonden Korkenzieherlocken und überschminkte die Sommersprossen auf den leicht pummeligen Wangen. Mit Steppschuhen und einem dicken Lächeln hätte ich als Shirley Temple auftreten können. Ja, leicht pummelige Wangen, ja, gelegentlich verfressen. Aber was die Wollust anlangte, war ich in den vier Jahren seit der Scheidung enthaltsam gewesen. Die Geschichten meiner Freundinnen hatten mich davon überzeugt, Gelegenheitssex sei nicht das Wahre. Leider stellte mir niemand Fragen über die Promiskuität. Und dabei war es doch ein hochinteressantes Thema.

Ich ging die Hintertreppe hinunter, schlich den Flur im ersten Stock entlang, vorbei an den gerahmten Fotos von General Farquhar mit Jimmy Carter, Ronald Reagan und Margaret Thatcher, und ging dann auf Zehenspitzen die Haupttreppe hinunter. Zu meinen Aufgaben in diesem Haus gehörte es, jeden Morgen die Alarmanlage im Erdgeschoss außer Gefecht zu setzen. Ich drückte auf die Knöpfe, mit denen die Bewegungsdetektoren im Erdgeschoss und im Umkreis des Hauses ausgeschaltet wurden. Dann stieß ich die Tür zur Küche auf, die so groß war wie ein Basketballplatz.

Na ja, vielleicht nicht ganz so groß. Aber sie war himmlisch, die Art von Küche, bei der einem das Wasser im Mund zusammenläuft, wenn man sie auf einer Doppelseite in einem Wohnmagazin sieht, mit Bildunterschriften wie Küchen nach Maß! Geranien heiterten die tiefen Fensterbretter auf. Neben dem sechsflammigen Herd mit Grill und zwei Backöfen glitzerten die Arbeitsflächen aus italienischen Fliesen in leuchtendem Gelb und Grün im Licht eines Kronleuchters aus Glas und Messing. Von der Decke hingen polierte Kupferpfannen herunter, und die Reihen von maßgefertigten Eichenschränken schimmerten makellos, ohne einen einzigen schmutzigen Fingerabdruck. Es war perfekt, wie für einen Fototermin, typisch für ein Haus ohne Kinder.

In der Mitte dieses riesigen kulinarischen Meers erstreckte sich eine Insel von der Größe der Antarktis. Ich wäre jede Wette eingegangen, dass kein Küchendesigner je mit Hausarbeit seinen Lebensunterhalt hatte verdienen müssen. Aber die Aufgabe, den weitläufigen Fliesenboden zu putzen, blieb der zweiten Haushaltshilfe überlassen, einem Teenager, der in das Kellergeschoss der Farquhars eingezogen war. An mir war es, Muffins und Brot zu backen, ganz zu schweigen von dem auf der Antarktis gestapelten Obst. Ich nahm die glatten Klumpen des Sally-Lunn-Teigs aus dem Kühlschrank, damit sie noch einmal aufgehen konnten, dann griff ich zum Messer.

Ich zerteilte saftige grüne Kiwis, dicke, rote Erdbeeren und Ananas, die so süß war, dass man sich fragte, warum die Leute in Hawaii sie außer Landes ließen. Zu den Geheimnissen meines Geschäfts gehört es, dass man Zugang zu Zutaten hoher Qualität hat, die man im Lebensmittelladen nicht bekommt. Wenn man einen guten Lieferanten hat, kann man sogar Delikatessen kurzfristig bekommen.

Die Melonen waren köstlich, das saftige, dunkelorange Fruchtfleisch innen dicht angefüllt mit einem Kaviar aus Samen. Um halb sieben hatte ich zehn davon als Servierschalen ausgehöhlt und allen einen gezackten Rand geschnitten. Ich nahm die Sally-Lunn-Brote aus dem Ofen und legte sie auf Gitter, wo sie die Küche mit dem üppigen Duft nach gebackenem Brot erfüllten. Der letzte Schritt bestand darin, Sauerrahmteig mit tintenblauen Heidelbeeren in Muffinförmchen zu löffeln und zum Backen in den Ofen zu stellen. Das restliche Essen war in der Schule. Wenn ich den Champagner eingeschenkt und das Büfett aufgebaut hatte, konnten die Ehemaligen essen, während der Rektor seine Bettelrede hielt.

Das Küchentelefon klingelte. Leider war das kein normales Klingeln, sondern ein hartnäckiges Piepsen aus einer komplizierten Funkanlage mit drei Leitungen, einer Gegensprechanlage und verschiedenen anderen Funktionen, die mir unbekannt waren. Mit zwei Leitungen bei mir zu Hause kam ich zurecht. Aber dieses Spielzeug von General Farquhar – ich war überzeugt davon, dass er es aus dem Pentagon mitgebracht hatte –

bereitete mir Kopfschmerzen, seit es vor zwei Tagen installiert worden war. Das Telefon war wie die Alarmanlage. Es musste außer Gefecht gesetzt werden.

Ich starrte das blinkende rote Licht an und versuchte mich daran zu erinnern, wie die Knöpfe funktionierten. Das Telefon klingelte dauernd – entweder General Farquhars Geschäftspartner oder Leute aus den diversen Komitees, denen Adele angehörte. Wer wohl um diese Zeit anrief? Zweifellos jemand von der Ostküste. Bestimmt dachte dieser rücksichtslose Mensch: Ach, der Zeitunterschied. Macht nichts, vermutlich sind sie schon auf.

Ich nahm den Hörer ab und drückte auf den Knopf, von dem ich hoffte, dass es der richtige war.

»Bei Farquhar?«, sagte ich zögernd und betete, dass ich nicht in die Gegensprechanlage sprach.

»Goldy«, sagte Philip Miller.

Sofort überfluteten mich Erleichterung, Verlangen und andere typische Teenagergefühle. Ich hatte keine Ahnung, warum er so früh anrief.

Ich fragte: »Fehlt dir was?«

»Ich habe vor dem Brunch einen Arzttermin«, antwortete er. »Ich verspäte mich.«

»Wir treffen uns zwar in deiner High School, Philip, aber ich kann dir keine Entschuldigung schreiben, wenn du zu spät kommst.«

Ich konnte sein Grinsen hören, als er sagte: »Besten Dank auch. Hör mal. Kann ich dich hinterher sprechen? Ich muss dich was über das Essen fragen.«

»Klar«, sagte ich vorsichtig und überflog meinen Terminkalender auf dem Schwarzen Brett in der Küche. Am 3. Juni stand hinter einem hastig hingekritzelt Brunch als Nächstes: Aphrodisisches Abendessen bei Harrington. So gut meine Lieferantin auch war, es war ihr nicht gelungen, mir bestimmte Zutaten für dieses Abendessen zu besorgen, ehe sie in Urlaub gefahren war. Ich musste im Laufe des Vormittags Ersatz dafür einkaufen. Der Nachmittag gehörte der Kocherei für die Einladung bei den Harringtons, die am Samstagabend steigen sollte.

»Kein Problem«, sagte ich, als wolle ich mich selbst überzeugen. Philip hörte sich nicht gut an. In seiner Stimme lag Vorsicht. Ich sagte: »Treffen wir uns vor deinem ersten Termin? Ich muss sowieso in der Nähe deiner Praxis einkaufen. Wir könnten im Aspen Meadow Café Kaffee trinken.« Ich zögerte, während der Wind Espenzweige gegen die Küchenfenster peitschte. »Bist du sicher, dass du jetzt nicht reden willst?«

Er sagte: »Nicht am Telefon.«

»Werd' mir bloß nicht paranoid, du Seelenklempner.«

»Mach du bloß keine Witze über psychologische Fachausdrücke, du Küchenfee.«

»Witze?«

Aber ehe er etwas erwidern konnte, blinkte eine weitere Leitung im Haus der Farquhars. Während es hartnäckig piepste, sagte ich zu Philip, er solle dranbleiben. Dann holte ich Luft und drückte auf ein paar Knöpfe.

»Bei Farquhar?«

»Miss Goldy«, sagte Tom Schulz.

Ich schaute auf die Uhr: zwanzig vor sieben. Was war denn hier los? Ich sagte: »Es ist

ein bisschen früh, Tom.«

»Du bist schwer zu erreichen«, sagte er. Ich sagte gar nichts, hatte aber wegen meiner kreativen Ausreden in letzter Zeit ein schlechtes Gewissen. Er fuhr fort: »Davon mal abgesehen. Wenn ich mich recht erinnere, bist du manchmal eine Frühaufsteherin.«

Ich konnte mir vorstellen, wie er das Gewicht seines kräftigen Körpers auf einem der zu kleinen Stühle im Büro des Sheriffs von Furham County verlagerte. Ich sah vor mir, wie er den Kopf schief legte und in seinen Kaffee schaute, als könne die dunkle Flüssigkeit ihm Antworten auf alle Fragen geben.

Er sagte: »Bist du gerade beim Kochen oder so?«

»Entschuldige, Tom, allerdings«, sagte ich und tarnte mein schlechtes Gewissen mit Gereiztheit, während Philips Leitung weiter blinkte.

»Ich halte dich nicht lange auf. Es geht nur darum, dass ich eben die heutige Ausgabe des Mountain Journal vor mir habe. Ich glaube, sie stellen es dem Büro des Sheriffs zuerst zu.«

»Und?«

»Na ja, ich hab mir gedacht, diese Ausgabe solltest du dir schenken.«

»Rufst du deshalb so früh an?«

»Hör mal, Miss G., schnapp doch nicht gleich ein. Ich wollte dir nur sagen, dass du dir die Zeitung von heute nicht besorgen sollst. Um dir eine unangenehme Überraschung zu ersparen.«

»Worüber redest du?«

Er räusperte sich, dann sagte er: »Lies die Zeitung nicht, Goldy. Der Kerl ist verrückt.« Wieder eine Pause. »Du weißt, dass ich dich für eine großartige Köchin halte. Die beste.«

»Komm zur Sache, Tom. Ich muss Obst schneiden.«

Er holte tief Luft. »Sieht so aus, als wäre unser Käseblatt über sich hinausgewachsen und hätte einen Küchenkritiker engagiert. Heißt Pierre; muss ein Franzose sein.« Er trank einen Schluck, vermutlich Kaffee. Dann sagte er: »Pierre hat was gegen dich, Goldy.«

Philips Leitung blinkte immer noch. Mir brach Schweiß auf der Stirn aus. »Lies es mir vor.«

»Keine gute Idee, Miss G. Genau das wollte ich vermeiden.«

»Lies es mir vor, sonst backe ich dir meinen Supererdbeeruchen nicht. Das wäre ein Jammer, wo doch Erdbeerzeit ist.«

Er ächzte, dann las er vor: »»Die Partyservicekönigin von Aspen Meadow mit dem unglücklichen Namen Goldy Bear erhebt zu Unrecht Anspruch auf ihren Thron, befürchten wir.«« Er machte eine Pause. »Bist du sicher, dass ich weiterlesen soll?«

Ich biss die Zähne zusammen. »Ja.«

»Na schön.« Weiteres Räuspern. »Bei einem Fest des Symphonieorchesters von Colorado bildeten jüngst mit dicker Soße überzogene Eier das Horsd'œuvre, dann quälen wir uns durch Avocadosuppe mit Sahne, Bœuf Stroganoff, Fettuccine Alfredo, Salat mit Mayonnaise und schlossen völlig benommen mit Schokoladenfondue. Wo hat diese Frau Kochen gelernt, beim Nationalen Cholesterininstitut?« Schulz machte wieder eine Pause. Er sagte: »Ich habe noch nie gehört ... ich meine, gibt es denn so etwas?«

»Oh, bring mich nicht zur Weißglut. Natürlich nicht.« Ich hörte zu brüllen auf und holte

tief Luft. Mir war, als hätte ich einen Boxhieb in den Magen bekommen. Meine Stimme schwankte, als ich sagte: »Und es war kein Stroganoff, es war Filet vom Grill. Mit Eiernudeln. Kommt noch mehr?«

»Leider ja, aber nicht viel.« Er las: »Wie viele von uns haben sich zu Hause übergeben? Von mir weiß ich es. Und dann ist es mit ›Pierre‹ unterschrieben. Was für ein Vollidiot.«

Ich musterte das schimmernde Messer, das ich neben die Melonen gelegt hatte. Ich sagte: »Noch mehr gute Nachrichten?«

»Du fehlst mir.«

»Ach, wirklich?«

»Natürlich. In letzter Zeit waren die Abende so schön warm. Tolle Frühlingssonnenuntergänge. Ich hab' mich gefragt, ob du mich nicht mal mit Arch besuchen willst. Wir könnten im Garten grillen, weißt du.«

»Lass mich darüber nachdenken. Wir könnten Hamburger grillen. Direkt aus dem Nationalen Cholesterindingsbums.«

»Während du darüber nachdenkst, habe ich noch eine Frage –«

Die dritte Leitung im Haus der Farquhars blinkte und fing mit der hartnäckigen Piepserei an.

»Tom, könntest du einen Augenblick –«, sagte ich voller Panik und drückte auf weitere Knöpfe. Jetzt war es bestimmt irgendein Arsch von der Ostküste.

»Bei Farquhar!«, schrie ich ins Telefon.

»Hast wohl zu viel Koffein intus, Goldy?« Die rauchige Stimme gehörte meiner besten Freundin Marla Korman. Obwohl Marla und ich beide mit John Richard verheiratet gewesen waren – zu verschiedenen Zeiten, denn wir waren hier in Colorado und nicht bei den Mormonen in Utah –, waren wir nach der zweiten Scheidung Verbündete geworden. Marla verdankte ich meinen gegenwärtigen Job. Adele Farquhar war ihre ältere Schwester.

Ich sagte: »Herrje, Marla, warum rufst du denn so früh an?«

»Keine Zeit zum Reden?«

»Nicht, wenn es um die Zeitung geht.«

»Um welche Zeitung? Ich habe zwei Nachrichten für dich hinterlassen.«

Noch ein Stich des schlechten Gewissens; ich hatte sie zurückrufen wollen. Aber ich war keine Sekretärin; ich konnte nicht vor sieben Uhr morgens mit drei Telefonleitungen jonglieren.

»Ich kann nicht reden«, sagte ich atemlos. »Ich habe Tom Schulz auf Leitung zwei und Philip Miller auf Leitung eins –«

»Du liederliches Frauenzimmer.«

»Sag mir, was du willst.«

Marla seufzte. Sie sagte: »Meine Liebe, du hast mich darum gebeten, Arch zum Einführungsgespräch in diese versnobte Schule zu fahren. In die Schule, in der du heute Morgen die Bewirtung übernimmst. Ich habe nur angerufen, um zu hören, wann ich kommen soll.«

Das hatte ich vergessen. Nicht den Sommerunterricht, sondern das Einführungsgespräch. Arch schlief vermutlich noch; ihm war das schnurzegal. Er sollte

wann in der Schule sein? Ich zermarterte mir den Kopf; es stand nicht auf dem Terminkalender. Gegen neun?

»Tut mir leid«, sagte ich. »Passt dir halb neun?«

Marla war einverstanden, und ich wollte mich wieder Tom Schulz und Philip Miller zuwenden.

Beide Leitungen waren tot.

Ich ging über die knarrenden Treppen in den zweiten Stock hinauf und schüttelte sanft Archs Schulter. Keine Reaktion. Ich versuchte es noch einmal. Eine geballte Faust und ein Arm im blauen Sweatshirt kamen protestierend zum Vorschein. Ich seufzte. Der Arm verschwand, zog sich unter die Decke zurück wie der Kopf einer Schildkröte in den Panzer.

Der Jogginganzug gehörte zu einer Entwicklungsphase. Arch trug Tag und Nacht Jogginganzüge. Der elterliche Trick bei dieser Allzweckgarderobe bestand darin, gelegentlich auf einem Wechsel zu bestehen – zum Beispiel einen verdreckten grünen gegen einen sauberen grauen Anzug zu tauschen. Nachdem er gestern Abend im beheizten Pool der Farquhars geschwommen war, hatte ich ihn dazu bewegen können, den blauen anzuziehen. Damit war ich einem Streit über die Kleidung am ersten Morgen des Sommerunterrichts aus dem Weg gegangen. Jetzt musste ich mich nur noch an den Gedanken gewöhnen, dass mein Kind den Tag im Schlafanzug verbrachte.

Ich sagte: »Zeit zum Aufstehen, Sohnmann.«

»Oh, warum, warum, warum?«, sagte Arch, während er sich streckte, stöhnte und unter Kissen und Laken vergrub. »Warum muss ich aufstehen?«

»Sommerunterricht.«

Er vergrub sich noch tiefer. »Ich gehe nicht hin«, lautete die erstickte Antwort.

»Arch.«

»Nein, nein, nein, ich gehe da nicht hin. Ich hasse diese Schule. Ich habe noch Ferien. Geh weg.«

»Du weißt überhaupt nichts über diese Schule.«

Er knurrte.

Eins der Probleme im Haus anderer Leute bestand darin, dass man nicht laut werden konnte, wenn es nötig war. Vor allem dann nicht, wenn die anderen Bewohner schliefen. Ich beugte mich zu der Stelle, an der ich sein Ohr vermutete. »Arch«, sagte ich leise, »du hast gesagt, dass du gern hingehst.«

Ein paar Augenblicke verstrichen schweigend. Ich kannte ihn und wusste, dass er seine Strategie neu überdachte.

Dann hörte ich seine Stimme hinter mir. »Bitte, Mom«, sagte mein Sohn. »Bitte, zwing mich nicht dazu.«

Ich fuhr herum. Er hatte sich vollkommen lautlos bewegt. Jetzt kicherte er über meine Verblüffung. Ich sagte: »Könntest du bitte diese Spielchen lassen, während ich mit dir rede?«

Er schaute mich mit zusammengekniffenen Augen an. Sein Gesicht bestand nur noch aus weißer Haut und Sommersprossen, seit er sich einen Bürstenschnitt hatte verpassen lassen. Diesen neuen, militärisch kurzen Haarschnitt schieb ich dem Einfluss General Farquhars zu. Aber Arch war so dünn und bleich, dass er wie ein kleiner Kriegsgefangener aussah. Ich gab ihm seine Brille.

»Du bist gemein«, sagte er. Er schob sich die Brille ins Gesicht und schaute mich aus vergrößerten braunen Augen an. »Diese reichen Kinder werden mich nicht mögen. Die spielen alle Tennis, geben schicke Partys und laden Kinder wie mich nie ein.«

»Was für eine Art von Kind bist du denn?«

Er stöhnte, ein tiefer, gutturaler Laut, der davor warnte, tiefer zu stochern. Er schaute die Wand an und sagte dann mit leiser Stimme: »Nicht cool. So eine Art von Kind.« Er wandte sich von der Wand ab, wich aber meinem Blick aus. Er sagte: »Ich hab' wieder schlecht geträumt.«

Ehe ich antworten konnte, trottete er an mir vorbei ins Bad. Ich starrte die Wand an. Die üppigen rosa Rosen auf der heiteren Tapete der Farquhars starrten zurück. Ein paar Andenken an unser Haus – Archs neue Requisiten für Zaubertricks, sein Klassenfoto aus der Sechsten und ein Glasbehälter mit Würfeln für seine Rollenspiele – waren über die Regale im Zimmer verteilt, boten aber wenig Trost.

Schlecht geträumt.

Ich dachte an die Nacht vor drei Jahren, ein Jahr nach der Scheidung, in der John Richard die Reifen meines Lieferwagens aufgeschlitzt, meinen Briefkasten schrottreif geschlagen und meine Haustür eingetreten hatte. Er war betrunken. Arch schlief, und ich stürzte in sein Zimmer, verbarrikadierte die Tür mit einer Kommode und dem Schreibtisch und schrie so laut, dass John Richard ging. John Richard hatte seinem Sohn nie etwas getan. Und doch hatte Arch immer noch gesichtslose Albträume, in denen ich starb. O ja, die Einfachheit unseres Hauses im Vergleich zu einer Woche im Palast der Farquhars hatte Arch und mir gezeigt, was es hieß, nicht reich, nicht cool zu sein. Aber alles würde gut werden. Wir würden in Sicherheit sein, sobald der Alarmanlageninstallateur von Aspen Meadow mit unserem Haus fertig war. Und bald würden die schlechten Träume aufhören.

»Hör mal, Arch ...«, fing ich leise an, als er aus dem Bad kam. Aber mir fehlten die Worte. »Schau, ich muss zu diesem Brunch nach Elk Park fahren. Danach treffe ich mich mit Philip ...« Ich machte eine Pause, um ihn anzuschauen. Er rollte die Augen, ein bescheidener Ausdruck seiner Meinung von Philip Miller. Ich fuhr fort: »In der Küche sind frische Heidelbeermuffins für dich. Marla holt dich ab. In vierzig Minuten.«

Er warf mir einen ganz kurzen Blick zu und zog den blauen Jogginganzug glatt. Dann ließ er die großen braunen Augen, die hinter den dicken Gläsern so verletzlich wirkten, voll auf mir ruhen. Er sagte: »Ich komm schon zurecht. Mach dir keine Sorgen um mich.«

Kurz vor der Abzweigung nach Elk Park trieben Regenspritzer über die Windschutzscheibe von Adeles Thunderbird. Ihr Auto war das Transportmittel des Tages, weil mein VW-Lieferwagen eine neue Kupplung bekam und bis zum Montag in der Werkstatt war. Die Fahrt den Colorado Highway 203 hinauf, der bis auf zweitausendfünfhundert Meter über Meereshöhe ansteigt, hundertfünfzig Meter über Aspen Meadow, würde zwanzig Minuten dauern. Aus den Bergen gesprengt, hat der 203 nur wenige gerade Strecken, hart am Rand steiler Abhänge. Ich steuerte den Thunderbird vorsichtig um die Bergkurven herum und wurde auf dem Wiesenland der Hochebene etwas schneller. Auf den Wiesen sprossen goldgrünes, üppiges Berggras und Goldrute wie grüne Zwiebeln in einem Teich aus zerlassener Butter ...

Ich biss die Zähne zusammen. Zerlassene Butter. Wie sie im Nationalen Cholesterininstitut serviert wird. Wie konnte jemand so etwas behaupten? Dieser Pierre hatte das Menü nicht einmal richtig mitgekriegt. Für das Abendessen des

Symphonieorchesters hatte ich gefüllte Eier gemacht. Weit entfernt von einer dicken Soße. Die Suppe war ein Gazpacho gewesen, mit Avocado garniert. Das gegrillte Fleisch war hauchdünn geschnitten gewesen, mit verschiedenen Beilagen, unter anderem Sauerrahm mit Meerrettich. Und die gedämpften grünen Bohnen hatte er überhaupt nicht erwähnt.

Was für ein Einfaltspinsel! Ich bremste in einer der tödlichen Kurven. Ich würde diesen Pierre finden, wer er auch sein mochte, und wenn ich eine Woche lang vor dem Büro des Mountain Journal Posten stehen musste.

Denk an die Landschaft, sagte ich mir. Beruhige dich. Schau dir die Berge an. Die Leute ziehen hierher, um dem Stress zu entkommen, weißt du noch?

Die Berge, die Wiesen, Aspen Meadow, Elk Park – sie waren im Sommer die kühlen Zufluchtsorte reicher Leute aus Denver gewesen, ehe die Bundesautobahnen gebaut wurden. Hier war ich erst letzte Woche mit Philip gewesen. Wir waren bis zur Privatschule von Elk Park gegangen, der Villa mit Stuck und Ziegeldach, die Anfang des Jahrhunderts als elegantes Hotel gebaut worden war.

Wie idyllisch die Schule ausgesehen hatte, als an jenem Samstagnachmittag ein kurzer Schneeschauer aufhörte. Das elektronische Tor, das äsendes Wild aussperren sollte, hatte offen gestanden. Philip und ich stapften schweigend die schlammige, gewundene Einfahrt entlang. Wir atmeten Luft, die wie Milch war. Der Dunst des schmelzenden Schnees auf dem roten Ziegeldach verlieh der Schule etwas Überirdisches, das mich an das Internat im Süden erinnerte, in dem ich fünf Jahre lang gewesen war. Bis zum letzten Jahr hatte die Schule von Elk Park auch Internatsplätze angeboten. Philip fragte, warum ich Arch nicht hierher schickte, ihn aus den großen Klassen der staatlichen Schule herausholte. Großartige Idee, sagte ich, das wünschte ich mir seit Jahren. Bloß hätte John Richard die Kosten übernehmen müssen. Aber mein Ex behauptete, ich wolle Arch hierher schicken, weil ich im Innersten ein Ostküstensenob sei. Privatschulen, sagte ich wehmütig zu Philip, seien wie Geld. Man wisse sie erst zu schätzen, wenn man sie nicht mehr habe. »Aber was hast du dabei für ein Gefühl?«, fragte er, stets der Seelenklempner. Ich sagte: »Rat mal, was für ein Gefühl das ist.«

Jetzt, als ich den Thunderbird durch das offene Tor lenkte, vorbei an der hohen Steinmauer mit dem massiven geschnitzten Schild »PRIVATSCHULE VON ELK PARK«, lief mir ein Schauer über den Rücken. Es war, als filme eine unsichtbare Kamera mein Eindringen: Schafft diese Frau hier raus! Sie ist von der Geldklasse in die Dienstbotenklasse abgerutscht! Erst als ich die Hälfte der langen Einfahrt hinter mir hatte, wurde mir bewusst, dass ich die Abzweigung mit dem Schild LIEFERANTEN noch gar nicht erreicht hatte.

Die Telefonistin und die Schulsekretärin, heute meine Partyservice-Helferinnen, machten sich eifrig in der Küche zu schaffen. Seit das Internat geschlossen war, existierte das große Küchenteam früherer Jahre nur noch in der Erinnerung. Übrigens war das zweite Mitglied des Personals der Farquhars, ein Achtzehnjähriger namens Julian Teller, ein Opfer dieser Stilllegung. Er war einer der letzten Internatsschüler gewesen und jetzt eins von Adeles Wohltätigkeitsprojekten. Seit Arch und ich eingezogen waren, hatte General Farquhar den Teenager mit dem Zusammenbau hochmoderner Gartengeräte und

anderen Aufgaben auf Trab gehalten. Julian hatte nur einmal mit uns gegessen, aber Arch hatte mir getreulich ausgerichtet, Julian habe gesagt, meine Reste seien das Beste, was er je gekostet habe. Leider hatte ich noch keine Gelegenheit gehabt, den Teenager kennenzulernen.

Aber Arch hatte ihn kennengelernt. Er vergötterte Julian. Was Julian machte, wollte Arch auch machen, was Julian trug, fand Arch so cool, dass es gar nicht in Worte zu fassen war. Natürlich hätte ich Arch liebend gern darauf hingewiesen, Julian sei zwar cool, aber nicht reich, was der Grund dafür war, dass der Teenager während seines letzten Jahres auf der High School einen Job mit Wohnrecht hatte annehmen müssen. Aber ich wollte nicht allzu moralisierend wirken. Und Julian gab Arch im Pool der Farquhars Tauchunterricht. Wenn Arch schon seine Kumpel aus der Nachbarschaft fehlten, konnte wenigstens Julian sein Freund sein.

Ich schlüpfte in die Schürze und konzentrierte mich wieder aufs Kochen. Ein hiesiges Restaurant hatte den Brunch ausrichten sollen, aber erst gestern abgesagt. Der Rektor hatte mich voller Panik angerufen. Natürlich lehnte ich nie einen Auftrag ab. Ich hatte Wurstkuchen aus dem Tiefkühler geholt, in aller Eile Käseauflauf gekocht und Kuchen und Auflauf in die Schule gebracht. Ich hatte Elizabeth Miller angerufen, die nicht nur Philips Schwester, sondern auch eine hervorragende Bäckerin war, und sie gebeten, ein halbes Dutzend ihrer himmlischen Macadamianusskuchen zu backen.

Meine beiden Helferinnen hatten daran gedacht, den Auflauf in den Ofen zu stellen. Die glatten Schichten aus Ei und Sahne blubberten um ein Meer aus geschmolzenem englischen Chester herum. Wir legten dicke Speckscheiben zurecht, kochten Kaffee und schoben die Brote und die Kuchen zum Wärmen in den Ofen. Ich wollte eben das Obst in den Speisesaal bringen, als die Telefonistin mir sagte, dort warte jemand auf mich.

Ich stellte den ersten Schwung der Melonen auf ein großes Tablett und schob mich durch die Schwingtür in den riesigen Speisesaal. Die Dunkelheit draußen dräute gewaltig hinter den hohen Fenstern aus Wellenschliffglas. Drei Kristallkronleuchter schienen hell auf polierte Kirschbaumtische und cremefarbene Wände. Was für ein Kontrast zum Erfrischungsraum in Archs Schule. Wenn dort ein Treffen stattfand, bei dem Spenden gesammelt werden sollten, hingen knallige Transparente mit Botschaften wie Wir schaffen es nicht! an jeder verfügbaren Wandfläche. Hier war alles elegant; der einzige Hinweis auf das Bevorstehende waren ein Diaprojektor und die Leinwand. Hinter der Leinwand kam der Kopf von Elizabeth Miller hervor. Sie zeigte auf ihre aufgebauten Kuchen.

»Danke, dass du so früh gekommen bist«, sagte ich zu ihrem Kopf mit dem goldenen Haar, so kraus, dass ich immer an die Cartoons denken muss, in denen jemand unter einem Stromschlag zittert.

Elizabeth begrüßte mich mit einem schrägen Lächeln und einem Zurückwerfen der Krause, das zehn Zentimeter lange, baumelnde Silberohrringe enthüllte. Sie kam mit dem auf den Zehen wippenden Schritt auf mich zu, den Frauen bevorzugen, die nur Ballerinienschuhe tragen. Ihre lässige Aufmachung – schwarzes Trikot, schwarze Strumpfhosen, wadenlanger Lederrock – biss sich mit der formellen Umgebung. Aber das war typisch. Elizabeth Miller gefiel sich in der Rolle der Zigeunerin.